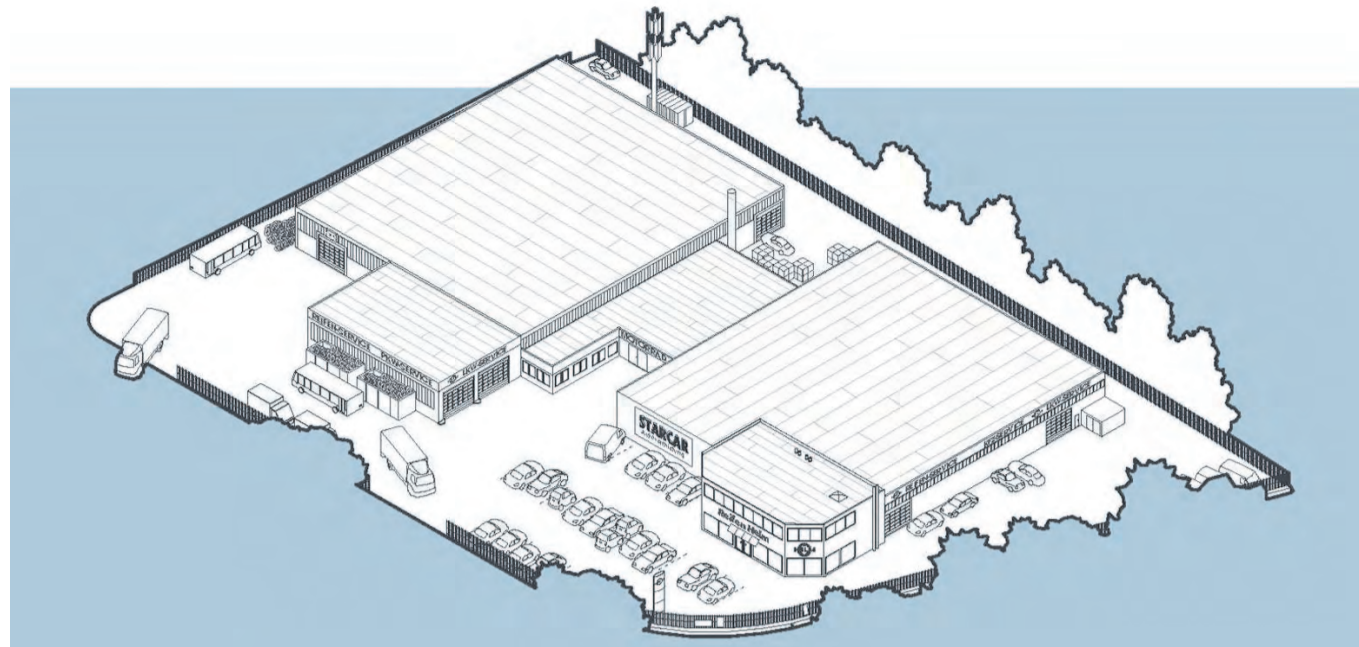


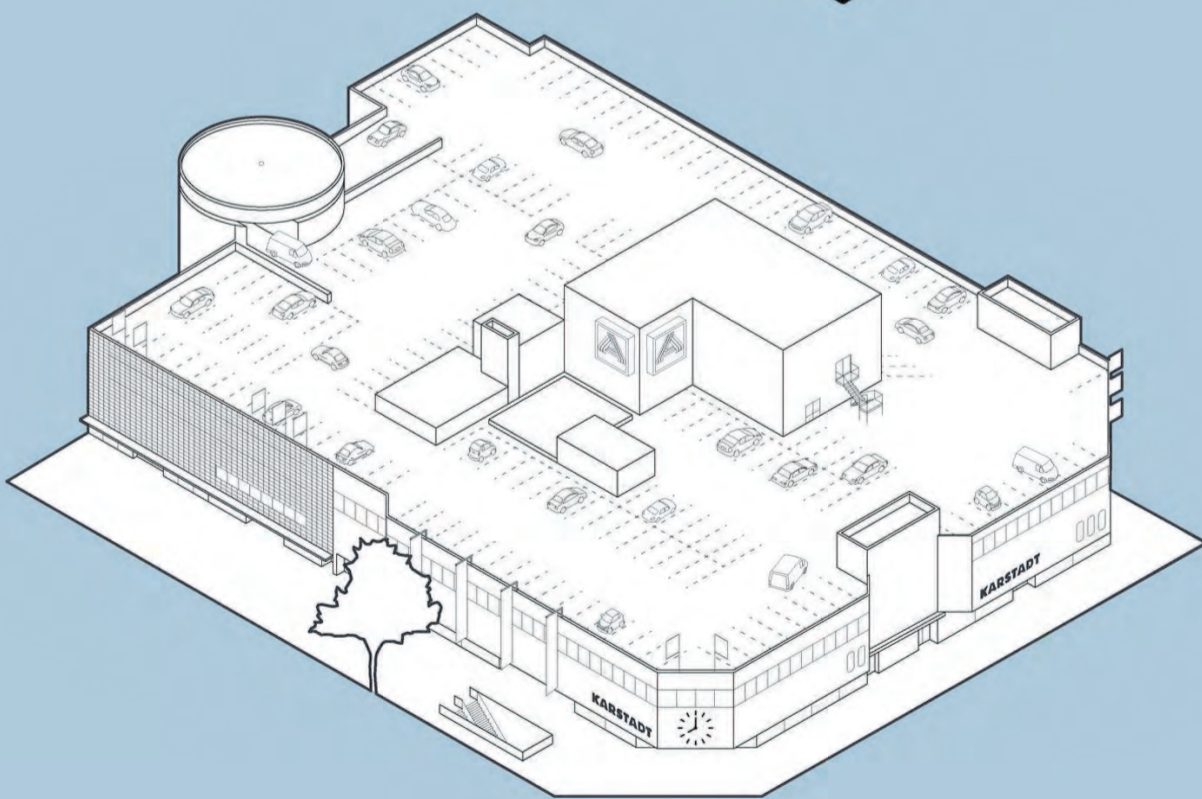
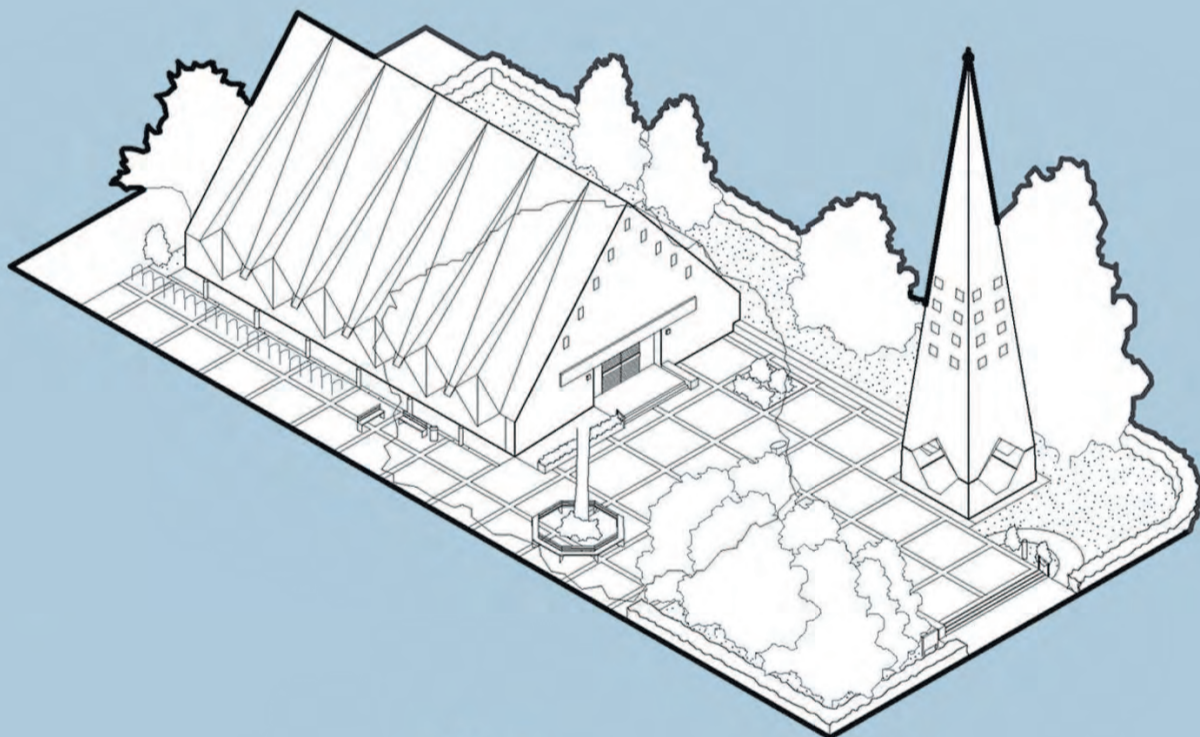
Feuilleton

Wird sie je ein schlechtes Buch schreiben?
Otessa Moshfeghs neuer Roman „Lapvona“ > Seite 22



Platz da

Eine bislang unveröffentlichte Studie zeigt, wie sehr Corona deutsche Innenstädte verändert hat. Manche vertraute Ecken werden auf Dauer verschwinden. Heißt auch: Zeit für Neues



Von Gerhard Matzig

In München ist dem journalistischen Stadtspaziergänger Sigi Sommer eine Statue gewidmet. Ihm und der Urbanität. Sie steht dort, wo ein paar Schritte weiter die Sendlinger Straße beginnt, in der im Mittelalter die Henker, nach dem Krieg die Nuten und bis vor 15 Jahren die Journalisten der *Süddeutschen Zeitung* arbeiteten. Rotlicht und Journalismus haben sich aus dem Zentrum in eine Gegend von München verzogen, die dem Rand der Galaxis gleicht.

Wo man mal selbst seit dem vergangenen Jahrtausend gearbeitet hat, Sendlinger Straße 8, ist unter der früheren Redaktion vor Jahren die Filiale einer Modekette eingezogen, sie war wie ein Darkroom eingerichtet. Dann wurde die Modekette unbeliebt, also ist der Darkroom wieder ausgezogen. Geblieben ist ein im Erdgeschoss leeres Haus. In die verstaubt erblindeten Fenster hat jemand mit dem Finger ein Herz gemalt und geschrieben: „Julia ist meine Frau.“ Julia wurde durchgestrichen. Jetzt steht dort „Chantal“.

Es ist nicht so, dass nichts Neues käme, wenn das Alte weicht. Aber zur aufreizend provokativen Studie der Stadtforschung, die einen darüber nachdenken lässt, ob es nicht höchste Zeit wäre, sich neu zu verlieben, bautypologisch, architektonisch, stadtplanerisch und soziologisch, kommen wir noch. Erst noch etwas Liebeskummer.

Die Straßenbahn, die mal die Sendlinger Straße zwischen Sendlinger Tor und Marienplatz entlangfuhr: verschwunden. Die Autos auch. Die Sendlinger Straße wurde zur Fußgängerzone, also zu dem, was grüne Lokalpolitik sich – wir erinnern noch mal an den Kollaps der Berliner Friedrichstraße – wünscht: Eigentlich wurde die vorher chaotische, quirlige Sendlinger Straße so zu einer nicht überdachten Shoppingmall mit angeketteten Sitzmöbeln neben Restgrünbottichen. Jetzt fehlen die Shops. Wie auch die Fußgänger. Was bleibt? Zone. Das 1450 gegründete Wirtshaus „Zum Spöckmeier“, das sich hinter Sigi Sommer befindet, ist verschwunden. Hinter Bauzäunen. Es wird saniert.

Davor ein Schild, darauf heißt es „Coming soon“. Direkt daneben ist das Schreibwaren-Traditionshaus Kaut-Bullinger verschwunden, ein 1794 gegründetes Fachgeschäft, das jedem ins Medium Papier verliebten Menschen magische Momente schenkte. Wo Papier war, ist nun eine Billigtextilfirma drin, in der man Girly-Tops ab vier Euro kaufen kann. Aber auch diesem Zauber könnte ein Ende innewohnen: „Alles muss raus“ steht in riesigen Buchstaben auf den Schaufensterscheiben, „minus 70 Prozent“!

Gegenüber, im liebevoll sanierten Ruffinihaus, Sendlinger Straße 1, wird an diesem kalten Januartag das verramscht, was vom erlesenen Bestand des seit 117 Jahren bekannten Messer-Fachgeschäfts Hans Nahr übrig ist. Die Inhaberin, Antonia Tanser, seit 1957 im Ruffinihaus ansässig, sagt: „Der Umbau, Baustellen, Corona und der Krieg in der Ukraine – das war zu viel.“ Wer sich vor russischen Bomben fürchtet. Auf eine andere Art sind sie womöglich schon detoniert. Betriebswirtschaftlich. Auch kulturell. Städte bestehen nicht nur aus Bilanzen. Bei Stempel-Bock am anderen Ende der Sendlinger Straße hängt ein „Wir geben auf“-Schild im Fenster. Das Schild im Fenster ist derzeit typisch für die Straße. Sigi Sommer, der liebende Spötter, hat einen melancholischen Zug um den Mund. Er wendet sich seinem alten Revier zu, zaudernd, als müsste er Dante ins Purgatorium folgen.

Die große Fußgängerzone, also die Kaufingerstraße, eine 1-a-Lage, in welcher der Leerstand noch nicht ganz so bedrückend zu spüren ist wie in der 1-b-Lage der Sendlinger Straße, ist in der Architekturkritik bekannt als „Meile der Verdammten“. Die Sendlinger Straße ist die kleine, einst grandios lebenslustige, jetzt vollkommen vereinsamte kleine Schwester der Verdammnis. Die Fußgängerzone degeneriert hier – große Schwester, pass gut auf – zur No-go-Area. Übrig bleiben Läden, die es exakt so überall auf der Welt gibt und denen eigentlich fast schon egal ist, an welchem Ort oder Nichtort sie zum Hybrid aus stationärem Eventshopping und webbasiertem Klick-mich-Angebot werden.

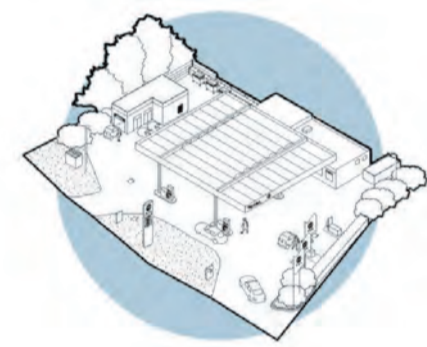
Dieses Phänomen wurde schon vor Jahrzehnten von Stadtraumpheten als „Telepolis“ vorhergesagt. Handel und Wandel: Seit jeher sind das Parameter städtischen Lebens. Damals hat man gelacht und sich gedacht, hey, die Stadt gibt es als Erfindung doch seit mehr als 10 000 Jahren. Totgesagte leben länger und so. Jetzt lacht man nicht mehr. Telepolis ist gekommen wie die Energiekrise – um zu bleiben. Was nicht mehr da ist, jedenfalls nicht wie zuvor, sind die Passanten, Flaneure, Käufer, Urbanismusbeglückten, Stadtliebenden. Walter Benjamin müsste sich sein Passagenwerk als Interaktion zwischenmenschlicher Sehnsucht heute von Amazon nach Hause liefern lassen.

Nirgendwo sonst in guter Innenstadtlage haben in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten, seit die SZ weg ist, so viele Geschäfte geschlossen wie in der Sendlinger Straße. Das rechnet der Immobilienverband Deutschland vor. Früher hat der SZ-Chefredakteur übrigens immer geweint, wenn er gesehen hat, wie seine Leute in den umliegenden Läden oder Lokalen ver-

schwinden, um sich viele Stunden später mit heiterem Gemüt und vollen Einkaufstaschen wieder der Arbeit zu nähern.

86 Ladeneinheiten gibt es in der Sendlinger Straße, die außerdem auch etwas, sollte es ihn geben und er kein Immobilienverband sein, Gottgefälliges aufbietet: nämlich die spätbarocke Grandezza der Asamkirche. Wo man eine Kerze ansteckt für die 45 Läden, die während der Pandemie links und rechts und gegenüber von der Kirche bis Ende 2022 geschlossen haben. Was das für den realen Ort bedeutet, für die Stadt, von der einst Lewis Mumford sagte, sie sei die bedeutendste Erfindung der Zivilisationsgeschichte? Coming soon.

Stefan Rettich und Sabine Tastel von der Universität Kassel, Fachgebiet Städtebau, haben glücklicherweise eine datengestützte und klug argumentierende, zugleich fantasievolle Idee von der Zukunft. Ob für München, Hamburg oder Weissenburg bei Gunzenhausen. Wer nach so viel Coming-soon-Verheißungen, die immer Sterbeannoncen sind und den Früher-walles-besser-Reflex auslösen, etwas Fortschrittsoptimismus tanken möchte, ist bei den beiden Stadttheoretikern gut aufgehoben. Man ist mit ihnen verabredet. Nicht in Kassel, sondern auf Zoom. Wo sonst.



Ist nun plötzlich
 Raum für bezahlbare
 Wohnungen, Grünzonen,
 soziale Infrastruktur
 und Flächen für eine
 nicht autogerechte,
 sondern
 menschengerechte
 Mobilität?

Dort wird einem eine elektrisierende Studie präsentiert – zur „obsoleten“ Stadt, die in Wahrheit nicht obsolet, also aus der Zeit gefallen ist, sondern nur nach einer neuen Gründerzeit schreit. Diese Gründerzeit ist genau jetzt. Also 150 Jahre nach der letzten Gründerzeit, die unsere Städte in die Moderne geboostert hat. Die Stadt ist tot, es lebe die Stadt. Und dafür, das rechnen Rettich und Tastel in einer beispielhaften Studie für die Stadt Hamburg bis auf die Kommastelle und den Quadratzentimeter vor, gibt es künftig reichlich Platz.

Vor von der postpandemisch dahingerafften Stadt übrig bleibt, sind ja nicht nur Nostalgie und Melancholie, sondern Freiräume. Also Chancen. Überall in den Städten wird beklagt, dass es keinen Platz gibt für bezahlbare Wohnungen, eine Renaissance des Handwerksertums in der zuvor entmischten Stadt, lebensnotwendige Grünzonen im Klimawandel oder auch

überraschend neue Sichtweisen in einer zukunftsstauglichen City. Kein Platz? Irrtum.

Die von der Bosch-Stiftung ermöglichte Studie über „Raumpotentiale für eine gemeinwohlorientierte, klimagerechte und ko-produktive Stadtentwicklungspraxis in wachsenden Großstädten“ wird im März abgeschlossen. Der Ansatz ist interdisziplinär wie die Stadt selbst. Die Sozialgeografie ist dabei, Kulturwissenschaft, Soziologie, Mobilitätsforschung. Die Stadt der Zukunft wird komplexer sein, ihre Narrative neben Architektur und Stadtplanung werden vielschichtiger.

Ausgangspunkt der Studie ist die schlichte Tatsache, dass es immer mehr Siedlungs- und Verkehrsflächen rund um die Städte gibt, die neben dem Ressourcenverbrauch auch die Raumkanten der Städte zum surrealen Zwischenstadt-Brei verschwimmen lassen, während in den Städten viel zu wenig Raum für die notwendige Innenentwicklung zur Verfügung steht. Es geht um Raum für bezahlbare Wohnungen, Grünzonen, soziale Infrastruktur und Flächen für eine nicht autogerechte, sondern menschengerechte Mobilität. Angetrieben von Megatrends wie Klimawandel und Verkehrswende, Digitalisierung und anderen gesellschaftlichen Dynamiken (zum Beispiel betrifft das die Religiosität und somit, als größte Immobilienbesitzer in den Städten, die großen Kirchen) stehen angestammte Typologien und Raummuster zunehmend unter Druck. Sie werden: obsolet.

Was aber – am Beispiel für Hamburg – erst einmal erschreckend klingt, ist in Wahrheit die quadratkilometergroße Freiheit, Städte neu und besser zu erfinden. Ins Minus geraten in Hamburg der Studie zufolge die Parkhäuser (der Bedarf sinkt bis 2030 um zehn Prozent), die Kauf- und Warenhäuser (minus 13 Prozent), der stationäre Einzelhandel (minus 14 Prozent) und Bankfilialen (minus 42 Prozent). Leider gibt es auch für Kinos schlechte Nachrichten (minus 41 Prozent) sowie für Gemeindehäuser und Kirchen (jeweils minus zwölf Prozent). Wem man außerdem hinterherweint: den Mikrouniversen der Tankstellen (minus 33 Prozent). Rettich sagt aber: „Diese und andere Räume sind die Nuggets für die Zukunft der Stadt.“ Das ist wahr.

Dass man auf den Grundstücken von Kauf- oder Parkhäusern lieber Wohnungen und Grünräume sähe, liegt auf der Hand. Das ist den Forschern aus Kassel jedoch zu simpel. Sie präsentieren weiteren „perspektivischen Bedarf“. Zum Beispiel Handwerkerhöfe, E-Ladestationen, Mobilitäts-Hubs, interkonnektionelle Räumlichkeiten, urbane Energieproduktionen, vertikale Farmen, Gründerzentren, Serverparks ... Dass das Stadtschloss einem Serverpark weicht, ist keine romantische Vorstellung, dennoch ist die Studie faszinierend, weil sie klarmacht, dass sich die Stadt seit jeher bestens eignet, sich anzupassen. Sonst gäbe es statt trister Fußgängerzonen übrigens noch immer Wallanlagen, Kasernen und Großindustrie. Das Phänomen der Konversion ist gut erforscht – aber offenbar längst nicht als Chance erkannt.

In Springfield, dem Zentrum der Welt, also der der „Simpsons“, will sich Bart Simpson einmal einen Ring ins Ohr stechen lassen. Der Besitzer des Studios sagt: „Aber schnell, in fünf Minuten zieht hier Starbucks ein.“ Nächstes Bild: Aus sämtlichen Läden der Springfield Mall sind Starbucks-Filialen geworden. Trotzdem geht Bart mit Ohrhörnchen und Starbucks-Becher glücklich nach Hause. Städte haben die Wahl. Sie müssen nur endlich auch mal aufhören, den Verflorenen hinterherzuheulen. Besser, man verliebt sich neu. Wenn schon nicht in Chantal, dann womöglich in die Zukunft der Stadt.

Minus 14 Prozent beim stationären Einzelhandel (oben), minus zwölf Prozent bei Gemeindehäusern und Kirchen (Mitte), minus 13 Prozent bei Kauf- und Warenhäusern (unten): Diese Zahlen prognostiziert die Kasseler Studie für den Flächenbedarf im Jahr 2030 in Hamburg. Die Mikrouniversen der Tankstellen (rechts) sind noch stärker betroffen: Ein Drittel wird verschwinden.

GRAFIKEN: UNIVERSITÄT KASSEL

Das Buch zum Ausstieg

»In den Protestformen der Klimagerechtigkeitsbewegung zeigt sich das politische Erbe der Anti-Atombewegung.«

Carola Rackete, Klimaaktivistin



Lesen ohne Atomstrom

10. Erneuerbare Lesetage Live in Hamburg 1.–10. März 2023